Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag
Rudolf Mosse in Berlin

Berliner Tageblatt.

Nummer 103. Berlin, Montag, den 26. Februar 1894. XXIII. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von

Arthur Levysohn.

Romantisch angelegte Gemüther hatten sich von dem Besuch, Kaiser Wilhelm in Friedrichsruh abgestattet, eine weit größere kung auf den Gang unserer politischen Geschäfte versprochen, nach dem Erscheinen des ersten Reichskanzlers im Königlichen Stoffe zu Berlin festzustellen gewesen war. Solche romantische uren gab es und giebt es sowohl in den Kreisen der engeren hängerschaft des Fürsten Bismarck als auch in denen seiner gner, welche sich nie mit seiner Art, die innere Politik des hes zu leiten, hatten befreunden können. In beiden Lagern hatte man einerseits hochgehende Erwartungen, andererseits streichende Befürchtungen an die Thatsache der persönlichen Wiederäherung des Monarchen an den Generaloberſten und Altreichskanzler Fürſt Bismarck geknüpft. Wer aber gewohnt war, ruhigen ickes den Lauf der Dinge zu beurtheilen, der konnte in der sonnten Aussöhnung des Souveräns und des Staatsdieners e eine Thatsache von persönlicher Bedeutung erblicken, der man eine litische Tragweite durchaus nicht beizumessen brauchte. Die pfindungen der Dankbarkeit, welche im Kaiser angesichtlich nach der Trennung vom Berather seines Großers hatten zurückgedrängt werden müssen — Empfindungen, die weilig, als die von Friedrichsruh genährte Polemik gegen den nen Kurs immer schärfere Betonungen empfing, sogar sehr Unfreundliche ungeschlagen war, — diese Empfindungen der ankbarkeit durften sich wieder in um so ungestörterem Aufschwunge vor Oeffentlichkeit kundgeben, als sie nunmehr lediglich auf die Person greisen Staatsdieners und auf jene Leistungen sich bezogen, in der geschichtlichen Vergangenheit des großen Mannes ihre gründung finden.

Fragen der gegenwärtigen Politik standen mit der „Versöhnungsion“ vom 26. Januar und 19. Februar in keinem Zusammenge. Und wenn in richtiger Erfassung gesellschaftlicher Beziehungen Fremde des Fürsten Bismarck in der Presse den Ton ihrer lemik gegen den neuen Kurs in dieser Spanne Zeit ein wenig unterschraubten, so hatten sie damit ihre Opposition gegen die olitik des Bismarckschen Nachfolgers selbst in keiner Weise aufgeben. Diese trat auch namentlich in der Behandlung vor, welche die Friedrichsruher Organe der großen age des Augenblicks, dem deutsch-russischen Handelsvertrage, gedeihen ließen. Und wenn sich auch die Legende des Herrn Pösch, Fürst Bismarck habe sich entschieden gegen den Handelsertrag ausgesprochen, als eine nicht eben glückliche Leistung seiner nbildungskraft erwies, so hatten doch auch die Fremde des ndelsvertrags nicht das Recht, den Schloßherrn von Friedrichsh zu den unbedingten Anhängern dieses Uebereinkommens zu zählen.

Freilich läßt sich nicht verkennen, daß sich in den Kreisen Handels und der Industrie im ganzen Reich eine Agitation Gunsten des Abschlusses des Handelsvertrages zu entwickeln gnimt, die ganz und gar an jene Bewegung erinnert, die vor ei Jahren das preußische Volk ergriff, als es sich um die Abwehr s Zedlitzschen Schulgesetzentwurfs handelte. Wie damals, schießen Versammlungen und Resolutionen wie Pilze aus feuchtem Erdch empor, und es ist bemerkenswerth, daß sich die Wählergruppen ute damit nicht begnügten, sondern daß sie in direkten Eingaben ihre Erwählten im Parlament auf die Abgeordneten im Sinne er Zustimmung zum Handelsvertrage einzuwirken trachten. ese Art, die Mandatsinhaber von den Wünschen und wartungen der Mandatsertheiler zu unterrichten, dürfte sich durchaus zweckmäßig erweisen, und schon heute kann man en, daß, trotzdem die Agrarier und ihre publizistischen Wortrer in der Kreuzzeitung sich im Schweiße ihres Angesichts abarbeiten, um den Vertrag zu Falle zu bringen, seine Bewilligung durch eine Mehrheit des deutschen Reichstags ganz außer Frage steht.

Es wurde schon einmal an dieser Stelle ausgeführt, daß man vom liberalen Gesichtspunkte aus über dieses Ergebniß nicht eben zu frohlocken braucht. Denn es wäre für die Verbreitung des fortschrittlichen Gedankens in der Volksvertretung des deutschen Reiches viel vortheilhafter gewesen, wenn durch ein ablehnendes Votum des Reichstages Kaiser Wilhelm und die verbündeten Regierungen in die Nothwendigkeit versetzt wären, die Volksvertretung aufzulösen und auf die Frage: „Russischer Handelsvertrag oder nicht?“ Neuwahlen auszuschreiben. Der voraussichtliche Sieg in der Handelsvertragssache vermag uns daher nur mit theilweiser Befriedigung zu erfüllen. Denn die entgangene Auflösung des Reichstages bedeutet für uns, die wir treu zum freisinnigen Gedanken halten, leider auch einen entgangenen Wahlgewinn.

Wie lange freilich nach dem erfochtenen Triumph über die Agrarier Graf Caprivi im Stande sein wird, sich in seiner gegenwärtigen Stellung zu behaupten, steht auf einem anderen Blatt. Wir Alle erinnern uns noch, daß auch Herr Herrfurth, der preußische Minister des Innern, nachdem er gegen die Vorkämpfer der Reaktion die Reform der Landgemeindeordnung in Preußen durchgesetzt, von der politischen Oberfläche verschwunden ist. Und dieser Vorgang erscheint uns nahezu typisch für gewisse Regierungsmaximen, deren Einwirkungen wir uns nicht zu entziehen vermögen. Bei den gegebenen Verhältnissen scheint es unausbleiblich, daß ein Vorgehen der Krone, wie es einst gegen die Ostjunkers unvermeidlich geworden — natürlich mutatis mutandis — heute den Regierungsgrundsätzen für nicht mehr entsprechend gilt. Man hat nicht den Muth, sich auf das liberale Bürgerthum zu stützen und es darauf ankommen zu lassen, ob die mit ihrer Loyalität prunkenden agrarischen Kreise den Klassenegoismus soweit treiben würden, um sich dem Thron ganz zu entfremden, falls dessen Inhaber sich nicht dazu herbeiläßt, die gute Laune der Kreuzzeitungsleute durch immer neue Zugeständnisse an ihre Interessensphäre gewissermaßen als Meistbietender zu erstehen. Das ist es ja gerade, was man in unserer gegenwärtigen Regierungsmethode als Folgerichtigkeit vermißt. Alle besonderen Thaten des neuen Kurses, wie die Aufhebung des Sozialistengesetzes, die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, das Einlenken in neue handelspolitische Bahnen, mußten gegen den Willen der hochmögenden Agrarier und Reaktionäre mit Hilfe liberaler Elemente durchgesetzt werden. Trotzdem aber hatte man bisher noch keine entschiedene Abkehr der Regierungsgrundsätze von den Ueberlieferungen der Hochkonservativen gewahren können. Und während die Liberalen, deren Unterstützung am meisten benöthigt wird, sich nach wie vor als Stiefkinder des Staates behandelt fühlen, bleiben die demagogischen Widersacher der gegenwärtigen Regierung in einer bevorzugten Stellung, auf die sie durch ihre Leistungen für den neuen Kurs schlechterdings keine Art von Anspruch erheben dürfen.

Als mildernder Umstand für unsere Agrarier darf allerdings gelten, daß ihre Anschauungen als eine Art geistiger Epidemie sich von einem Lande Europas ins andere übertragen. So sehen wir, daß selbst in dem Zeitalter der russisch-französischen Feste von Kronstadt, Toulon und Paris die französischen Agrarier in der Verfolgung ihrer Klassen- und Kasseninteressen unbeirrt beharren. Und die Erhöhung des französischen Getreidezolls, die soeben die Pariser Deputirtenkammer unter Führung des Herrn Méline genehmigt hat, ist ein sprechender Beweis für die epidemische Kraft, mit welcher die agrarische Schutzzollidee sich auch jenseits der Vogesen festzusetzen und zu behaupten vermag.

Nahezu das gleiche Beispiel haben wir in Italien vor uns, woselbst ein Mann wie Crispi vor gewissen agrarischen Strebungen seine Verbeugung machen muß, um für das neue Finanzprogramm, welches er durch den Finanzminister Sonnino einbringen ließ, wenigstens nur einigermaßen günstige Stimmung zu schaffen. Auch in Italien glaubte man es nöthig zu haben, aus fiskalischen Rücksichten den agrarischen Interessenten entgegenkommen. Denn es wurde auch dort eine Erhöhung des Getreidezolles ins Werk gesetzt, für die allerdings bei dem verzweifelten Charakter der Staatswirthschaft des jungen Königreiches noch am ehesten Indemnität zu ertheilen wäre. Die Regierung des König Humbert sieht sich in der grausamen Lage, aus jeder Art von Holz Pfeile schnitzen zu müssen, um nur aus der finanziellen Sackgasse herauszukommen, in die eine gewissenlose Finanzwirthschaft den Staat gebannt hat. Aber in Frankreich, das stets so stolz war auf seine unerschöpflichen Hilfsmittel, ist man auf dem besten Wege, durch die agrarische Schutzzollpolitik des Herrn Méline der anarchistischen Bewegung, deren die Republik so wenig Herr zu werden im Stande ist, stets neue Truppen zuzuführen.

In der That mehren sich die anarchistischen Verbrechen in Frankreich im Allgemeinen und in Paris im Besonderen in geradezu erschreckender Weise, und dennoch erscheint es dem mit einiger Logik ausgestatteten Beobachter nahezu unfaßbar, wie diese Schandthaten, welche sich nicht blos, wie anfangs, gegen einzelne verhaßte Staatsanwälte und Richter, nicht blos gegen verachtete Volksvertreter, sondern gegen große unschuldige Menschenmengen richten, und die zum Schluß sogar direkt auf die Wohnstätten der Armen und Elenden selbst zielten — und dennoch, wiederholen wir, bezweifelt man nicht, wie diese verbrecherischen Thaten im Gehirn ihrer Urheber geplant werden konnten. Die verabscheuungswerthen Mordanschläge jener Königsmörder, die wie Ravaillac, Ankarström, Fieschi, Orsini, Nobiling, Passanante u. s. w. sich direkt gegen die geheiligte Person des Monarchen richteten, entbehrten insofern nicht aller Folgerichtigkeit, als ihre verbrecherischen Urheber wenigstens annehmen konnten, daß durch die Beseitigung des Staatsoberhauptes eine Aenderung der von ihnen bekämpften Regierungsform oder der bekämpften Regierungsgrundsätze eintreten könne. Aber die Attentate, die sich gegen eine beliebige Menge an der Leitung der Staatsgeschäfte ganz unbetheiligter Staatsbürger und Steuerzahler richten, konnten doch unmöglich den Zweck verfolgen, eine Reorganisation der Gesellschaft an Haupt und Gliedern herbeizuführen. Die Gesellschaft als solche wird naturgemäß in ihrem Widerstande gegen Diejenigen, welche sich gegen ihre Gesetze so blutig empören, nur immer bestärkt. Und wenn man nicht annehmen will, daß es eine heroſtratische Eitelkeit war, welche die Bombenfabrikanten von Barcelona, Paris und Greenwich zu ihrem Rathsel, für welches unsere Soziologen die Lösung noch nicht gefunden haben.

Die Aufmerksamkeit, welche die Bombenfabrikanten auf sich und ihr Thun zu lenken wußten, entspricht schlechterdings den sensationellen Neigungen, welche dem politischen Publikum aller Nationen an dieser Jahrhundertwende eigen sind. Große geistige Konflikte wie der Kulturkampf, der soeben in der ungarischen Volksvertretung durchgeführt worden, bleiben daneben fast unbeachtet, und dennoch ist es eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß in der Deputirtenkammer zu Budapest die Minister des Königs Franz Joseph von Ungarn in Begriff stehen, die Civilehe gegen den Widerspruch des gesammten Klerus und des von ihm beeinflußten nicht unbedeutenden Bevölkerungstheils durchzusetzen, während die Minister des Kaisers Franz Joseph zu Wien schlechterdings nicht in der Lage sind, mit einer ähnlichen Vorlage vor den österreichischen Reichsrath zu treten. Der ungelöste Widerspruch, der in diesen beiden Thatsachen in die Erscheinung tritt, verdiente wohl eine größere Beachtung zu finden, als ihm augenblicklich geschenkt wird.

Der Berliner Tonkünstlerverein.

H. N. Das Avancement Berlins von der preußischen zur Reichshauptstadt hat wie auf so vielen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens auch in den musikalischen Verhältnissen eine vollständige Umwälzung hervorgerufen. Die Tonkunst hat heute in Berlin ihre vornehmste Stätte, schaarenweise ziehen ihre Jünger hierher, um sich weiter zu bilden, oder auch um das maßgebende Urtheil ihrer Befähigung und Reife zu empfangen. Wir werden gegenwärtig an einer Ueberfülle von Konzerten, und noch hoch ist seit einigen Jahren der durch die Hauptstadt fluthende Musikalische Strom angeschwollen, daß von den verschiedensten Seiten der Wunsch geäußert wird, er möge endlich wieder ein wenig abfließen. Nicht mit Unrecht fürchtet man, daß die Uebersättigung schließlich das Interesse des Publikums an der Musik ganz ertödten könne, wie sie es zweifellos schon um ein Bedeutendes verringert hat. Nur noch Erscheinungen allerersten Ranges oder Veranstaltungen, die mit irgend einer Sensation verknüpft sind, finden allgemeine Beachtung, während vieles Gute kommt und geht oder dauert, ohne daß sich weitere Kreise darum kümmern.

So erklärt es sich leicht, daß auch der „Berliner Tonkünstlerverein“ im Publikum wenig von sich reden macht, und daß sich selbst für die in den letzten Tagen abgehaltene Feier seines fünfzigjährigen Bestehens ein größeres allgemeines Interesse nicht kundgab. Vielleicht hätte es übrigens in diesem Falle anders sein können, wenn dem Vereine etwas daran läge; vielleicht will er heute nur noch einen Sammelpunkt für die gebildeten Musiker der Stadt bilden, da er die zweite Aufgabe, die sich die Begründer gestellt, als gelöst betrachten darf, die Aufgabe nämlich, „durch eine Vereinsthätigkeit auch den Musikſinn und das Musikleben Berlins in höherem Grade zu wecken.“

Keine Frage, daß das nicht mehr nöthig ist. Es wäre interessant, zu erfahren, welches Verdienst der Tonkünstlerverein an der Umwandelung der Verhältnisse hat, zu hören, wie weit er an der Hebung des Musikſinnes und Musikliebens betheiligt ist. Leider giebt die Festschrift, die der gegenwärtige Vorsitzende, Professor Albleben, verfaßt hat, darüber keine Auskunft; sie beschränkt sich auf eine trockene Darstellung der Stärke des Vereins zu verschiedenen Zeiten und nennt hin und wieder die Anzahl der Konzerte, Soiréen u. s. w., die er veranstaltet hat. Von dem unmittelbaren Einfluß auf die Oeffentlichkeit weiß die Festschrift nichts zu melden. Ueberblickt man die Namen der früheren und der jetzigen Mitglieder, so ergiebt sich, daß der Verein seinen Charakter nicht geändert hat; er ist noch heute, was er vor 50 Jahren war: ein Vereinigungspunkt wenn auch nicht genialer, so doch ernst strebender und zum Theil recht bedeutender Musiker. Hier haben die Komponisten eine Stätte, wo sie ihre neu entstandenen Werke vor sachverständigen Beurtheilern zu Gehör bringen können, und die Vertreter der verschiedenen Richtungen in der Musik einen Ort, wo sie durch Rede und Gegenrede im Anschluß an größere Vorträge ihr Urtheil über die verschiedensten Fragen zur Verhütung von Einseitigkeit durch einander beeinflussen und läutern können. Daß aber wirklich für alle Richtungen in dem Berliner Tonkünstlerverein Raum ist, dafür bieten schon die Programme der am letzten Donnerstag, Freitag und Sonnabend veranstalteten Konzerte einen Beleg, in denen neben den Aeltesten auch die Jüngsten zu Worte kamen, in denen neben Kompositionen nach klassischem Muster auch Programmmusik modernsten Gepräges zur Aufführung kam.

Der erste Abend am Donnerstag in der Singakademie war hauptsächlich der Instrumentalmusik und dem weltlichen Chorgesange gewidmet. Den Anfang machte eine sinfonische Dichtung für großes Orchester von Bruno Horwitz „Durch Nacht zum Licht“, ein seinem Inhalte nach nicht uninteressantes Musikstück, aus dem jedoch hervorgeht, daß sein Schöpfer die lichten Höhen der Meisterschaft zumal in der Orchestration noch nicht erreicht hat. Es gährt noch stark in der Partitur, und die Farben, mit denen Horwitz malt, sind wenigstens für den hereinbrechenden Tag zu düster. Im scharfen Gegensatz zu diesem Werke stand Martin Blumners Psalm 91, vierstimmig a capella kunstgemäß und wohlklingend von erfahrener Hand gesetzt. Es folgte ein Konzertstück für Violine und Orchester op. 66 von Albert Becker, eine Reihe von Variationen über ein nicht eben sehr bedeutendes Thema, die von Herrn Struß vorzüglich vorgetragen wurden. Das Beste, was das Programm enthielt, war Friedrich Hölderlins Dichtung „Der gefesselte Strom“, für Chor, Sopransolo und Orchester komponirt von Friedrich E. Koch, einem der wenigen Tondichter, die neben der Herrschaft über den Kontrapunkt auch Phantasie und Erfindung besitzen. Das melodische Werk wurde von dem Otto Schmidtschen Gesangschor mit Frau Müller-Nonneburger als Solistin, und dem philharmonischen Orchester in durchaus befriedigender Weise zu Gehör gebracht. Weniger sorgfältig führte die Kapelle die Begleitung zu dem Klavier-Konzert As-dur op. 94 von Rheinberger aus, das Herr Felix Dreyschock mit sauberster Technik und mit großer Wärme im Vortrage spielte, so daß ihm das Publikum durch rauschenden Beifall seinen Dank zu erkennen gab. Den Schluß des Konzerts bildete wie den Anfang eine sinfonische Dichtung: „Tragödie eines Künstlers“ von Max Puchat. Die fünfsätzige Komposition erschien mir als das Werk eines sehr talentvollen Musikers, der zeitweise vom rechten Wege abgekommen ist. Es finden sich darin Partien von großer Schönheit neben nichtssagenden Phrasen; die Phantasie des Komponisten nimmt bald einen hohen Flug, bald wird sie matt, und er wird dann ganz trivial. Die einzelnen Sätze sind betitelt: a. Präludium — Jugendstreben, b. Eine Melodie, c. Auf Wogen des Glückes — Warnende Stimme d) Trauermarsch zum Grabe der Braut und e) Letzter Kampf — Verweht — Verklungen. Die Stimmung ist meist gut getroffen, wenn auch von dem Verwehen und Verklingen zuletzt wenig zu spüren war. Aber so banale Melodik, wie z. B. die des Trios im Trauermarsch, müßte der Komponist vermeiden, wenn er als Tondichter vornehmerer Richtung für voll genommen werden will. Wie Horwitz, Becker und Koch, stand auch er bei der Aufführung seines Werkes an der Spitze des Orchesters, er bekundete dabei eine sehr bedeutende Fähigkeit zum Dirigiren.

Das zweite Konzert, am Freitag, fand in der Neuen Kirche statt. Das Programm enthielt zunächst eine Fuge für Orgel und ein „Vater Unser“ für Bariton und Orgel von Otto Dienel, in dem die Gesangspartie von Herrn Hermann Staeding ausgeführt wurde. Darauf folgten für Chor und Orgel komponirte Theile des Psalms 34 von Albert Becker, dem Meister der Kirchenmusik, und ein geistliches Lied (Weihnachten), für Alt und Orgel, komponirt von Robert Radecke, gesungen von Fräulein Käthe Freudenfeld. Durchaus deplacirt war an dieser Stelle eine von Herrn Gehwald gespielte Romanze für Violine von Puchat; zwar ist die Begleitung auch zu diesem Stücke für die Orgel geschrieben, aber das ist rein äußerlich, die Komposition hat nichts Kirchliches an sich. Der Psalm 51 für Baß und Orgel von Otto Fanter vermochte kein Interesse zu erregen. Dagegen hat Benno Horwitz in einem